

Zeitschrift: Freiburger Geschichtsblätter
Herausgeber: Deutscher Geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg
Band: 96 (2019)

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

REZENSIONEN

Quand la Suisse ouvre ses coffres. Trésors de la Visitation de Fribourg, publiziert unter der Leitung von Gérard PICAUD, Jean FOISSELOIN und Aloys LAUPER, Paris: Musée de la Visitation in Moulins, 2018, 320 S., Abbildungen, Bibliografie (Auswahl). Das Werk erscheint als Begleitpublikation zur Ausstellung «Quand la Suisse ouvre ses coffres. Trésors de la Visitation de Fribourg» im Museum der Visitation in Moulins, 17. 5.–23. 12. 2018.

Das hervorragend illustrierte Werk begleitete eine Ausstellung der textilen Schätze aus dem Kloster der Freiburger Visitandinnen im Museum der Visitandinnen in Moulins F (Departement Allier). Der Titel lässt es nicht vermuten, aber aufgrund der intensiven Mitarbeit des Amtes für Kulturgüter in Freiburg und des Freiburger Klosters entstand nicht nur ein Ausstellungskatalog zu textilen Kostbarkeiten, sondern Texte zur Geschichte des Freiburger Frauenklosters, seiner Spiritualität, seinen Gebäuden und Gärten, zu den Prunkstücken der Sakristei und zu seinen Bildern. Herausgearbeitet werden die Beziehungen der Schwestern zu ihren Familien, die als Wohltäter der Schwestern und des Klosters auftraten. Die Ausstellung in Moulins war der Anlass, die Geschichte des Freiburger Klosters von seinen Anfängen in der Gegenreformation bis heute in einen europäischen Kontext zu stellen.

Vier Autoren beziehungsweise Autorinnen sind leitende Mitarbeiter des Museums der Visitandinnen in Moulins (Gérard Picaud und Jean Foisselein) beziehungsweise Spezialistinnen für französische Seidenherstellung in Lyon und für Seidenstickerei im Ancien Regime (Florence Valantin und Danièle Véron-Denise). Die anderen fünf Autoren und Autorinnen stammen aus Freiburg, und zwar Schwester Monique-Baptiste Stulz als Oberin der Visitandinnen in Freiburg und vier wissenschaftliche Mitarbeiter/innen des Amtes für Kulturgüter in Freiburg. Allen voran ist Aloys Lauper mit sechs Beiträgen vertreten; hinzu kommen Laurence Cesa, Ivan Andrey und Camille Collaud mit je einem Beitrag. Die detailreichen Darstellungen mit guten Abbildungen sind getragen von einer grossen Achtung gegenüber der Geschichte des Klosters und des Ordens der Visitation.

Die einleitenden Kapitel mit 183 Seiten und einer Bibliografie (in Auswahl) am Schluss bilden den Hauptteil des Bandes. Der Katalogteil zu den

Preziosen aus der Sakristei der Freiburger Visitandinnen umfasst 78 Seiten und 53 Katalognummern. Beigefügt sind auf 35 Seiten und mit 16 Katalognummern die Beschreibung der textilen Arbeiten dreier norditalienischer Visitandinnenklöster (Salò, Soresina, Baggiovara), jeweils eingeleitet von kurzen historischen Einführungen.

Im Folgenden sollen die einleitenden Kapitel kurz vorgestellt werden. Aloys Lauper beschreibt die Anfänge in Freiburg (S. 22–31). Als der Dreissigjährige Krieg auch auf die Freigrafschaft Burgund übergriff, flohen 12 Visitandinnen aus Besançon 1635 nach Freiburg. Der Autor stellt eindrucksvoll die Schwierigkeiten dar, in einer Stadt von rund 6000 Einwohnern ein Kloster zu gründen, in der fast gleichzeitig ein neues Kollegium der Jesuiten errichtet wurde, die Kapuziner und die Kapuzinerinnen auf dem Bisemberg ihre jeweiligen Klöster bauten und Ursulinen wie Annunziatinnen ihre Konvente errichteten. 1651 erhielten die Visitandinnen die Erlaubnis zur Niederlassung und zum Bau eines Klosters für 33 Schwestern.

Laurence Cesa lenkt die Aufmerksamkeit auf die Herz-Jesu-Verehrung (S. 32–39). Diese Frömmigkeit wurde aufgrund der Visionen der Visitandin Marguerite-Marie Alacoque eine spezifische Devotionsform des Ordens, die sich im Freiburger Kloster bereits früh, um 1696, nachweisen lässt. Zur weiteren Ausbreitung gründete 1722 die Oberin eine Bruderschaft des heiligen Herzens in ihrer Kirche. Mit dem Fest zur Seligsprechung von Marguerite-Marie Alacoque 1865 wurde diese Frömmigkeitsform populär und lässt sich ab 1870 in Kirchen und Kapellen des Kantons nachweisen. 1889 wurden Stadt und Kanton Freiburg dem heiligsten Herzen geweiht in einer feierlichen Zeremonie des Bischofs Gaspard Mermillod in der Stiftskirche St. Nikolaus in Anwesenheit des Staatsrats und des Präsidenten des Grossen Rats.

Jean Foisselon behandelt die Rolle der Visitation in Freiburg als überregional wichtiges Zentrum des Ordens in den Jahren 1792 bis 1862 (S. 40–63). Das Kloster nahm bis 1798 Schwestern auf, die ihre Klöster aufgrund der Französischen Revolution verlassen mussten, und ab 1812 entsandten beziehungsweise entliehen sie Schwestern als Oberinnen, um die zerstörten Klöster in Frankreich, Italien und Deutschland wiederaufzubauen. Die «Lettres circulaires» widerspiegeln diesen Austausch, galt doch das Freiburger Kloster, das keinen Unterbruch seiner Existenz erlebt hatte, als Garant für die ursprüngliche Spiritualität des Ordens.

Die Oberin des Freiburger Klosters, Schwester Monique-Baptiste Stulz, stellt die Geschichte des Klosters vom 20. Jahrhundert bis heute dar

(S. 64–85). Sie beschreibt die Aufnahme von Schwestern aus Deutschland, Frankreich und Italien während der beiden Weltkriege. Hier hielt sich im April 1967 für zweieinhalb Wochen – unter grösster Geheimhaltung – die Tochter Stalins auf, bevor sie in die Vereinigten Staaten reiste. Die Gebäude des 1922 geschlossenen Pensionats wurden zunächst an Private und Institutionen vermietet. Von 1950 bis 2014 wurde dort eine Wäscherei eingerichtet, die lange Jahrzehnte das Leben im Kloster prägte. Nach der Schliessung wurde zunächst ein Foyer für ältere Damen eingerichtet, später Familienwohnungen. Um Geld zu sparen, beteiligten sich die Schwestern aktiv an den Umbauarbeiten.

In den folgenden fünf Beiträgen (S. 86–143) beschäftigt sich Aloys Lauper mit Architektur, Funktion, Ausstattung und Restaurierung des Klosters. Die Kirche der Visitandinnen (S. 86–103) wurde von Stadtbaumeister Hans Franz Reyff in den Jahren 1653–1656 errichtet. Der Autor untersucht die möglichen Vorbilder, den ungewöhnlichen Grundriss, Ikonografie und die wechselnde Ausstattung. Die Restaurierung der Kirche und des Schwesternchors in den 1970er-Jahren stellte eine Rückkehr zu der barocken Erstaussstattung dar. Bemerkenswert, dass drei Schwestern unter Anleitung eines Restaurators wichtige Arbeiten in der Bemalung von Decken, Wänden und Skulpturen übernahmen. Die ab 1659 errichteten Konventsgebäude (S. 104–117) entstanden als Kompromiss zwischen der Situation im Terrain und den Ordensvorschriften. Behandelt werden unter anderen die Anlage der Klosterkeller, die Ausstattung der Zellen, der Gemeinschaftsräume und die Mitarbeit der Schwestern bei der Renovation und Restauration der Gebäude. Der Bau eines neuen Wohntraktes (S. 118–125) war 1725 unausweichlich und musste trotz finanzieller Schwierigkeiten unternommen werden. Das Kloster wurde unterstützt von Bischof Claude-Antoine Duding und orientierte sich am Neubau des benachbarten Franziskanerklosters (1712–1725). Die Gärten des Klosters (S. 126–133) nehmen einen zentralen Platz in der Spiritualität des Ordens ein. Sie dienen dem Anbau von Gemüse und Heilkräutern, der Erholung, Meditation und sind ein Ausgleich zum klausurierten Leben in der Stadt. Beschrieben werden die drei Gärten des Klosters, der Alte Garten, der Neue Garten in der Mitte und der Garten des heiligen Joseph (seit 1859), jeweils ausgestattet mit Kapellen und Oratorien. Der letzte Beitrag von Aloys Lauper gilt der Errichtung des Pensionats (S. 134–143). Seit der Klostergründung wurden jeweils 3–4 Mädchen im Alter von 10–12 Jahren im Kloster erzogen, viele davon traten später ins Noviziat ein. Seit

1729 erhöhte sich die Zahl der Pensionärinnen auf 12, und ihre Zahlungen wurden zu einer wichtigen Einkommensquelle. Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die Eröffnung einer Schule und eines Pensionats zu einer wirtschaftlichen Notwendigkeit. Die Visitandinnen übernahmen hierzu die benachbarte Schule und das Pensionat der Marianisten. 1859 eröffneten sie eine Schule und ab 1862/1863 ein Pensionat, das erst 1922 geschlossen wurde.

Ivan Andrey untersucht vor allem die Goldschmiedearbeiten in der Sakristei (S. 144–153), die in der Regel Werke einheimischer Goldschmiede sind. Sie dienten der Verehrung des Altarsakraments (ein eindrückliches Tabernakel von 1656/1658, Kelche und Monstranzen) oder der Ausstattung der Reliquien des heiligen Vitus, eines Katakombenheiligen, der 1658 in die Kirche transferiert wurde.

Die Rolle der Bilder im Kloster wird von Camille Collaud behandelt (S. 154–163). Es wurden insgesamt 200 Bildwerke im Kloster verzeichnet, eine hohe Zahl, die aber auch viele Kopien umfasst. Collaud verweist auf die auswechselbaren Bilder des Hochaltars, die Ölbilder für die Zellen der Schwestern und die Gemeinschaftsräume sowie die künstlerischen Tätigkeiten der Schwestern, die selbst Werke schufen, oft Kopien nach bekannten Stichen.

Gérard Picaud stellt Herkunft und Geschichte der Paramente und Goldschmiedearbeiten in der Sakristei dar (S. 164–189). Als Quellen bieten sich an das Generalinventar des Klosters (1652–1858), die Annalen, die Rundschreiben (*Lettres circulaires*) und die Lebensbeschreibungen der Schwestern. Mit ihrer Hilfe lassen sich Geschichte und Verwendung der Objekte beschreiben, Anlässe für Schenkungen und Familienbeziehungen angeben, die Herstellung der Paramente im Kloster oder durch professionelle Sticker nachweisen.

Die floralen Motive im Dekor des Klosters sind das Thema von Danièle Véron-Denise (S. 190–195). Das 17. und 18. Jahrhundert entfaltete eine grosse Vorliebe für floralen Dekor. «Florilegien» boten Stiche von schönen Blumen und Früchten aus botanischen Gärten und exotischen Ländern, teilweise auch phantastische Erfindungen unter dem Titel «Blumen und Früchte Indiens». Sie wurden Vorbilder für Stickerarbeiten, sie finden sich wieder als Wanddekor, in Bilderrahmen oder als dekorative Bouquets mit künstlichen Blumen.

Florence Valantin hat die kostbaren Schutzhüllen untersucht, die für die Paramente in der Freiburger Sakristei angefertigt wurden (S. 196–201).

Es wurden offensichtlich Stoffe älterer Paramente wiederverwendet, und damit werden Rückschlüsse auf Stoffe der Jahre 1700–1780 möglich. 27 Schutzhüllen wurden von der Autorin analysiert, darunter interessante «Patchwork-Arbeiten», die eine Vielzahl von Stoffen verwendeten.

Der anschliessende Katalog (S. 202–314) bietet wunderbar erhaltene und sorgfältig beschriebene Paramente und Objekte der Goldschmiedekunst aus Freiburg und Norditalien, die in grossformatigen Abbildungen eindrucksvoll präsentiert werden.

PETRA ZIMMER

Rita BINZ-WOHLHAUSER, Simone DE REYFF, Alexandre DAFFLON, Walter HAAS (Hg.), «*Auprès de mon écritoire*». *Le copie-lettres (1732–1754) de François Pierre de Reynold*, Neuenburg 2018, 944 S., Abb.

In vier handschriftlichen Bänden – einem sogenannten *copie-lettres* – hinterliess François Pierre de Reynold (1709–1759) die Abschrift seiner zwischen 1732 und 1754 verfassten Korrespondenz. Die in Privatbesitz befindlichen Dokumente sind dank der sorgfältigen Editionsarbeit der vier Herausgeber dieses Buches nun nicht nur Historikern, sondern allen Interessierten zugänglich geworden.

François Pierre de Reynold, der nach einem Aufenthalt in Lyon und zwei *Tours d'Italie* nach Freiburg zurückkehrte, trat 1733 in den Rat der Zweihundert, 1741 in den Rat der Sechzig und 1750 in den Kleinen Rat ein. Aus welchen Gründen de Reynold diese feinsäuberlichen Abschriften erstellte, bleibt laut Simone de Reyff nach wie vor unklar, doch belegt sein Schreibstil seine Freude am Verfassen und Erhalten von Briefen. Interessant ist, dass de Reynold anscheinend seine Entwürfe abschrieb, nachdem er die Originale bereits versandt hatte, und diese teilweise dabei auch noch korrigierte.

Es kann angenommen werden, dass ein ursprünglich vorhandener Band verloren gegangen ist, denn zwischen dem zweiten und dritten Band fehlen die Abschriften von gut zwei Jahren. Zudem ist es nicht klar, weshalb die Briefabschriften in Band 4 jäh enden, weisen die letzten Briefe doch

keine Anzeichen auf, die auf einen Überdruß am Briefeschreiben schließen liessen. Wie Simone de Reyff in ihrem Porträt anmerkt, sind zwar die letzten Seiten des vierten Bandes leer, doch gelte dies auch für den dritten Band. Die Materialität der Handschriften (von denen eine Abbildung einen Eindruck vermittelt, siehe S. 46) scheint also genauso wenige Schlüsse auf das scheinbar grundlose Abbrechen der Abschriften zuzulassen wie deren Inhalt. Die leeren Seiten lassen somit eher den Verlust eines weiteren Bandes vermuten.

Die 518 edierten Briefe sind hauptsächlich in französischer Sprache verfasst, 64 Briefe sind auf Deutsch geschrieben, und es finden sich sowohl italienische als auch lateinische Passagen. In den Transkriptionskonventionen, die sich zwischen deutschen und französischen Texten leicht unterscheiden, wird erklärt, dass die Abschrift der Texte dem Original folgt. Grafische Varianten wurden nicht ausgeglichen oder korrigiert. In den französischen Briefen wurden klare «Fehler» verbessert, die deutsche Transkription sei jedoch «diplomatischer» als die französische aufgrund der Tatsache, dass die deutsche Sprache der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch weniger reguliert war als die französische, wie in einem einleitenden Kapitel erklärt wird. Die deutsche Interpunktion folge daher dem handschriftlichen Text, wobei die französische sich leichte Adaptationen zur Erleichterung des Leseflusses erlaube.

De Reynolds Briefe zeigen ein breites Bild dessen, was den Autor beschäftigte, sie können aber, in einen anderen Kontext gestellt, über seine eigene Person hinaus wertvolle Informationen liefern. So beschreibt de Reynold im Frühjahr 1741 beispielsweise die Konsequenzen einer Trockenperiode: «Nous sommes menacés d'une cherté des vivres, encore plus forte que celle de l'année passée. [...] Mais ces jours n'ont été que beaux et rien moins que bons, puisqu'ils ont deséchés autant qu'elle pourroit l'être par les plus grandes chaleurs de l'été. Cela fait qu'on ne pourra pas sitôt mettre le bétail à l'herbe [...]» (S. 336). Wir erfahren ebenfalls, wie es um die Finanzen der Familie de Reynold steht, wenn der Autor erklärt: «Quand je vous dirai en même tems, que la Caisse de mon Pere se trouve épuisée [...]» (S. 75). Auch ganz Alltägliches, wie Probleme mit Postsendungen, wird angesprochen, und der Leser erfährt, wie viel de Reynold für seine Briefe von Innsbruck nach Freiburg zahlt: «Celle, que j'envoy ne me coutent que 3 kreützer d'affranchissage jusqu'a Shafouse, et le port de celle, que vous m'avez envoyé ne couta aussi pas davantage [...]» (S. 92, Hervorhebung im Original).

Dieses vielseitige Zeugnis des Freiburger Ancien Régime erlaubt einen Blick auf den Alltag in der Republik Freiburg. Dreizehn Abbildungen helfen, die erwähnten Orte und Begebenheiten einzuordnen. Die Quelle zeigt de Reynolds Einschätzung von zahlreichen Ereignissen, erlaubt aber auch Rückschlüsse auf seine Lebensumstände. In verschiedenen Briefen erwähnt der Autor beispielsweise Verdauungsprobleme, so schildert er in einem Brief an seinen Arzt präzise, was ihn quält: «C'est l'estomac, que je crois principalement attaqué, etant toujours travaillé d'indigestion, et en même tems d'un appetit externe, qui exige quatre fois plus, que je ne peux digerer. Je sens après les repas une peine semblable à celle, qui precede les défaillances [...]» (S. 294).

In einem Anhang werden weitere Quellen abgedruckt, welche helfen, die Briefe und die Person François Pierre de Reynolds besser einzuordnen und zu kontextualisieren. Ein Verzeichnis der Eigennamen und ein Glossar sowie die verwendete Literatur mit Hinweisen auf weitere Quellen runden die Publikation ab und machen sie zu einem hilfreichen Arbeitswerkzeug.

Wie Claire Gantet in ihrer Einleitung deutlich macht, gehört diese Briefabschrift zu den «Ego-Dokumenten», einer historischen Quellengattung mit persönlichem Charakter. Solchen Selbstzeugnissen widmet sich die Lausanner Plattform Egodocuments.ch, die schweizerische Selbstzeugnis-Datenbank¹ unter der Leitung von Prof. Danièle Tosato-Rigo, die auf die umfangreiche Publikation der Briefe hinweist. Vielleicht könnte eine Integration der Transkriptionen in die Datenbank ins Auge gefasst werden, so dass die Briefabschriften ebenfalls durchsuchbar gemacht werden können.

Abschliessend bleibt nur noch zu wünschen, dass diese interessante Quelle dereinst den Weg in ein Freiburger Archiv finden wird, damit ein Zugang zum Original möglich wird. Und vielleicht tauchen ja die allenfalls verschollenen Bände eines Tages dennoch auf – auch dies bleibt zu hoffen.

RAMONA FRITSCHI

¹ Siehe <https://wp.unil.ch/egodocuments/de/nouvelles-parutions-2/2018-2/>, zuletzt aufgerufen am 15. Juni 2019.

Damien SAVOY, *Eglises, sciences et révolutions. La correspondance du chanoine Charles-Aloyse Fontaine (1754–1834)*, préface d'Alexandre FONTAINE, Fribourg: Bibliothèque cantonale et universitaire, 2019, 608 p.

Le chanoine Charles-Aloyse Fontaine est un personnage marquant de l'histoire fribourgeoise à l'ère des révolutions. Avec le père Girard, il est l'une des rares figures de proue de ce qu'on peut appeler le «catholicisme philosophique», né du mouvement des Lumières. L'édition des fragments – nous reviendrons plus bas sur la signification de ce terme – de sa correspondance constitue une entreprise d'une grande utilité pour la recherche scientifique et pour notre connaissance des élites politiques, socio-économiques, intellectuelles et morales fribourgeoises et suisses au tournant du XIX^e siècle. La personnalité du chanoine Fontaine est longtemps demeurée et demeure encore estompée par l'ombre du grand pédagogue cordelier «martyrisé» par la réaction politico-religieuse de la Restauration. Si le chanoine a été vénéré par la génération des historiens progressistes, Berchtold et Daguet notamment, il est ensuite tombé dans un oubli complet qui a duré plus d'un siècle. Ce sont les travaux de Jean-Pierre Uldry qui, dans les années 1960, ont proprement exhumé la mémoire de cet ecclésiastique éclectique, engagé et visionnaire¹.

Le volume que nous offre Damien Savoy présente à notre curiosité 160 documents émis ou reçus par le chanoine entre son admission dans le Chapitre Saint-Nicolas (1782) et sa mort, soit 143 lettres et 17 mémoires, rapports et documents divers. L'ensemble est organisé en six parties thématiques représentatives des diverses facettes de cet esprit universel, qui est bien de son siècle: l'homme et sa famille, le chanoine de Saint-Nicolas, le théologien et l'homme d'Eglise, le partisan de la Révolution helvétique, l'administrateur scolaire et le promoteur de réformes éducatives, l'éru-dit et le collectionneur. Ce parti pris est heureux, car il se substitue, de manière plus légère, à un index thématique fastidieux à réaliser et parfois arbitraire dans ses choix. La méthode d'édition des lettres est très rigoureuse, s'inspirant des préconisations de l'Ecole des chartes; elle comprend pour chaque document un résumé, un descriptif technique et un appareil

¹ Jean-Pierre Uldry, *Charles-Aloyse Fontaine, chanoine de Saint-Nicolas (14 juin 1754–12 mai 1834)*, mémoire de licence ès Lettres, Fribourg 1965, 2 vol. dactyl. et id., *Le chanoine Fontaine et son temps (1754–1734)*, dans: *Annales fribourgeoises*, 47 (1965–1966), p. 111–142.

de notes très complet, parfois un peu redondant. L'éditeur accompagne les lettres d'outils de travail très utiles: liste chronologique des lettres éditées, liste des lettres non éditées (documents principalement administratifs), notices biographiques des principaux correspondants du chanoine, listes descriptives des imprimés et manuscrits du chanoine, aperçu généalogique de la famille Fontaine, chronologie de la vie et des activités du chanoine, état des lieux de conservation des documents édités, bibliographie et index des noms de lieux et de personnes. En résumé une édition très complète, qui donne toute sa valeur aux documents édités et permet de replacer ceux-ci dans un contexte historique à la fois local et plus général.

Mais qui sont les correspondants du chanoine Fontaine? Il y a d'abord les proches et la famille, notamment la petite-nièce et future héritière du chanoine, la petite Pauline Fontaine, à l'éducation de laquelle le grand-oncle porte une attention toute particulière et pleine de tendresse, témoignage de ce goût pour l'enfance qui est celui du siècle des Lumières. Le même souci se retrouve dans les lettres que le chanoine écrit à des notables bâlois afin de trouver une place d'apprentissage à son neveu Ignace Fontaine, qui mourra prématurément en 1814. Puis viennent les autorités civiles et ecclésiastiques, auxquelles s'adresse maintes fois l'homme d'Eglise, le chanoine du vénérable Chapitre de Saint-Nicolas et l'administrateur des écoles, tantôt pour défendre le statut particulier et les privilèges du clergé de la collégiale de Fribourg, y compris sous la République helvétique, tantôt pour promouvoir les principes d'une instruction publique offerte à tous ou pour défendre l'enseignement mutualiste de son cousin Girard, attaqué par les forces conservatrices. A travers les lettres de Fontaine, on perçoit – s'il fallait la rappeler – l'importance idéologique que prend la question scolaire à Fribourg durant tout ce premier XIX^e siècle. Sous le régime de l'Helvétique, la correspondance avec le ministre des arts et des sciences de la République, Philipp Albert Stapfer, est assez dense et manifeste l'attention du chanoine pour le domaine de la culture et du savoir. Un autre pan de la correspondance «fontainienne» qui révèle l'homme de progrès, c'est celle qui porte sur les questions théologiques, qui le voit échanger avec le pasteur zurichois Johann Kaspar Lavater (1741–1801) ou avec le vicaire général du diocèse de Constance, Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860), deux figures marquées par l'influence de l'ex-jésuite Johann Michael Sailer (1751–1832), compagnon d'études de Fontaine. Dans ses échanges théologiques, Fontaine exprime son attachement à la réforme de la liturgie (introduction de la langue vernaculaire par exemple)

et de la formation des ecclésiastiques; il se méfie de l'autoritarisme romain et dénonce déjà l'ultramontanisme ainsi que certaines congrégations jugées obscurantistes (les trappistes notamment). Le dernier chapitre est consacré au collectionneur et à l'érudit. Il permet de rappeler l'importance du chanoine dans la constitution de collections d'art et de sciences naturelles qui formeront le noyau initial des collections des Musées cantonaux d'art et d'histoire et d'histoire naturelle. Cette partie de la correspondance est judicieusement illustrée d'œuvres ou d'objets ayant appartenu à Fontaine. Les lettres de Fontaine témoignent de manière parlante de la culture éclectique du chanoine, ainsi que de l'étendue de son réseau.

Pour son édition, Damien Savoy a reconstitué méticuleusement un corpus de lettres, en se basant sur un certain nombre de pièces authentiques identifiées, sur des copies presque contemporaines et sur des indices permettant de retrouver d'autres pièces non encore identifiées. Le corpus documentaire édité apparaît comme un fragment d'une correspondance très certainement beaucoup plus importante, malheureusement disparue. Dans son introduction générale, l'éditeur revient sur cette disparition. De manière convaincante, il nous livre les conclusions de son enquête: ce sont les héritiers directs du chanoine – sa petite-nièce Pauline et son époux François de Weck – qui ont très probablement procédé à la destruction d'une grande part de la correspondance «fontainienne», ceci dans le souci d'effacer les traces d'un engagement «libéral» peu goûté par la famille. Il convient de rappeler ici que la conservation d'une correspondance personnelle d'un individu par ses héritiers demeure une exception dans la culture du XIX^e siècle. La règle générale veut alors qu'on détruise ces témoignages d'une individualité et d'une intimité, par respect pour la personne défunte. Cette constatation n'empêche cependant pas que la destruction de la correspondance du chanoine par ses héritiers obéit aussi à une volonté de clore un chapitre controversé de l'histoire familiale. Compte tenu de la qualité et de la richesse des lettres éditées par Damien Savoy, on ne peut que regretter la disparition de la plus grande partie de cette correspondance qui rattache Fribourg à l'histoire des idées en Europe.

ALEXANDRE DAFFLON

Fabien PYTHON, *D'art et d'histoire. Tribulations d'un musée XVIII^e – XXI^e siècle*. Mit deutschen Zusammenfassungen von Hubertus VON GEMMINGEN, Freiburg 2018 (Archives de la Société d'histoire du canton de Fribourg, hors série), 399 S., Abb.

Das hier zu besprechende Buch ist weit mehr als nur eine Geschichte des Freiburger Museums für Kunst und Geschichte, es ist vielmehr eine Geschichte der Freiburger Museen überhaupt, insbesondere für das 19. Jahrhundert, wenn auch die Geschichte des MAHF immer als roter Faden dient. Es ist unmöglich, hier die ganze Geschichte zusammenzufassen, wir können lediglich eine Epoche herausgreifen, die uns besonders charakteristisch – oder spannend – erscheint und die man sich heute überhaupt nicht mehr vorstellen kann. Im Jahr 1882 befand das Museum sich im Lyzeum, dem Hauptgebäude des Kollegiums St. Michael, auf dem Belzéhügel oberhalb der Stadt. Im Erdgeschoss situierten sich drei grosse Säle, davon beherbergten zwei das Museum Marcello, das um 1880 von der Künstlerin selber gestiftet worden war, und der dritte Saal rund 60 Gemälde. Im ersten Stock das ehemalige Kabinett der Schönen Künste mit Skulpturen und Porträts von Freiburger Persönlichkeiten – und mit der Münzsammlung, die 1774 mit der Sammlung Gerfer ihren Anfang genommen hatte, der zugleich der Anfang des Museums überhaupt war. Ebenfalls im ersten Stock ein Saal mit den Überresten von Pfahlbauten, insgesamt 483 Stück, und ein Saal mit Waffen, insgesamt 423 Stück. Daneben der «Saal des Mosaiks» mit römischen Antiquitäten und «historischen Erinnerungsstücken», rund 300 Stücke, und schliesslich noch die ethnografische Sammlung mit 238 Nummern. Immer noch im ersten Stock der Saal der Freiburger Fauna, der bereits das Naturhistorische Museum im zweiten Stockwerk ankündigte, das dort zwei Säle und im dritten Stock noch einen Saal belegte.

Wie wenn dies noch nicht genug gewesen wäre, wurde nach der Gründung der Universität auch diese noch ins Lyzeum einquartiert, wo sie nicht weniger als fünfzig Jahre – bis zum Bau der Universität Miséricorde – blieb. Die Folge war ein ewiger Kampf um die Säle: der Rektor der Universität griff nach dem Münzkabinett, das jedoch noch zu retten war, nicht aber mehr der Saal der Pfahlbauüberreste noch derjenige der Freiburger Fauna. Dies alles führte letztlich zu einem Auszug der Museen aus dem Lyzeum, der sich jedoch über Jahrzehnte hinweg erstreckte. Zuerst zog – 1897 – das Naturhistorische Museum (mit dem Walfisch!) ins Pérollesquartier, wo ein Jahr zuvor auch die Naturwissenschaftliche Fakultät der

Universität gegründet worden war. Im Jahr 1909 zog die Bibliothek, die sich ebenfalls im Kollegium St. Michael befunden hatte, wenn auch nicht im Gebäude des Lyzeums, in das Gebäude ganz in der Nähe, in dem sie sich noch heute befindet und das ihr inzwischen längst zu klein geworden ist. Das Museum für Kunst und Geschichte – oder für Geschichte und Kunst – blieb am längsten im Lyzeum und bildete unter dem Konservator Max de Techtermann (1885–1891 und 1899–1906) bereits einen der Schwerpunkte aus, die es heute noch hat, nämlich die Skulptur von der Wende vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit; entsprechend fällt denn in diese Zeit auch der Erwerb des Heiliggrabs aus der Magerau.

Erst nach dem Ersten Weltkrieg (1914–1918) kam Bewegung in die festgefahrene Situation, aber wiederum – wie schon bei der Schenkung Marcello – unter seltsamen Umständen. Eine französische Gräfin, die eigentlich gar keine war, Lucy Brondeault de Saulxure, geb. Tonnet de la Séguinière (1833–1929), die letzte ihres Geschlechts, bekundete 1909 die Absicht, dem Staat Freiburg ihre Möbelsammlung zu schenken – und sich selber dazu, denn der Vertrag, der 1917 unterzeichnet wurde, sah vor, dass die Gräfin ein lebenslangliches Wohnrecht in ihren Möbeln haben sollte, und dies im Ratzéhof, der Ende des 16. Jahrhunderts für Hans Ratzé erbaut worden war und in dem seit 1830 der Oberamtmann des Saanebezirks seinen Sitz hatte. Dieser wurde an die Reichengasse verlegt, und die Gräfin konnte Anfang der 1920er-Jahre mit ihren Möbeln in den ersten und zweiten Stock des Ratzéhofs einziehen, wo sie in sechs Zimmern residierte und gleichzeitig die Rollen der Donatorin, der Konservatorin, der Führerin und eines Ausstellungsstücks auf sich vereinte! Unter diesen Umständen litt das alte Museum im «neuen» Gebäude von allem Anfang an unter Platznot, und man war erleichtert, als die Gräfin 1929 im hohen Alter von 96 Jahren das Zeitliche segnete. In der Folge stellte sich heraus, dass es sich bei den Möbeln ihrer Sammlung mehrheitlich um Kopien handelte; lediglich 126 Stücke (von 450) stellten sich als einigermaßen echt heraus...

Während die Bibliothek im Jahr 1909 innerhalb von fünf Wochen umgezogen war, zog sich der Umzug des Museums in den Ratzéhof über ganze vier Jahrzehnte hin, von 1920 bis 1960. Im Grund erlaubten es erst die Ausbauten von 1964 und 1981, alle Sammlungen unter einem Dach beziehungsweise unter mehreren Dächern zu vereinen. Im Jahr 1964 bekam das Museum endlich einen Ausstellungssaal, der diesen Namen verdiente, doch musste es sich diesen mit dem Konservatorium teilen, das erst 1982

auszog – auch dies eine Situation, die man sich heute fast nicht mehr vorstellen kann, obwohl sie erst ein halbes Jahrhundert zurückliegt. Und im Jahr 1981 erhielt das Museum den ehemaligen Schlachthof auf der anderen Seite der Murtengasse hinzu und konnte mit dem Saal im Dachstock endlich auch seiner Sammlung von modernen Gemälden einen würdigen Rahmen geben.

Der Autor des vorliegenden Buches hat sehr viele Archive und Literatur konsultiert; praktisch jeder Satz ist belegt, und trotzdem liest sich das Ganze sehr gut und manchmal sogar amüsant, nicht zuletzt dank der vielen Zitate aus den Quellen und der reichen Bebilderung. Auch an museografischen Kenntnissen fehlt es nicht; erwähnt seien hier nur die Pläne, die der Konservator (und Maler) Henri Broillet (1928–1941/42) in den 1930er-Jahren für den Ratzéhof ausarbeitete und die an die «Cloisters» erinnern, eine Aussenstation des Metropolitan Museum of Art in New York, in die in den gleichen Jahren nicht weniger als fünf mittelalterliche Klöster aus Europa integriert wurden (S. 268ff.). Leider fehlt ein einfaches Orts- und Namensregister, das es erlauben würde, sich in dem reichen Material rascher zurechtzufinden.

KATHRIN UTZ TREMP

Seiner Zeit voraus! Prinz Max von Sachsen – Priester und Visionär, hg. von Iris KRETSCHMANN und André THIEME, Dresden 2019, 232 S., Abb.

Unter diesem Titel fand vom 13. April bis zum 3. November 2019 im Schlossmuseum Pillnitz bei Dresden eine Ausstellung zum Leben und Werk von Prinz Max von Sachsen (1870–1951) statt. Die Begleitpublikation zu dieser Ausstellung ist hier anzuzeigen, da Prinz Max auch aus Freiburger Sicht eine markante Persönlichkeit war und ein grosser Teil seines Lebens und akademischen Wirkens sich hier abspielte.

Als jüngeres Mitglied der kinderreichen wettinischen Königsfamilie war Prinz Max von dynastischen Aufgaben am sächsischen Königshof in Dresden entbunden. Der Hochbegabte studierte zunächst Rechtswissenschaften in Leipzig, dann Theologie in Eichstätt und wurde als zweifacher

Doktor 1896 zum Priester geweiht. 1900 wurde er als Professor auf den neugeschaffenen Lehrstuhl für Kirchenrecht und Liturgik an der Universität Freiburg berufen. Hier beschäftigte er sich intensiv mit den Riten der Ostkirche und mit orientalischen Sprachen. Als er sich in ökumenischer Vision für die Wiedervereinigung der Kirchen öffentlich einsetzte, traf ihn 1910 der Bannstrahl des Papstes. Auf Weisung Pius' X. verlor er, obwohl er widerrief, seine Professur und musste 1912 Freiburg verlassen. Danach wirkte Prinz Max als Seelsorger und Dozent an den Priesterseminaren im galizischen Lemberg (damals österreichisch, heute ukrainisch) und in Köln. Im Ersten Weltkrieg war er als Feldgeistlicher an der Westfront eingesetzt. Unter dem Eindruck des Grauens und der Kriegsverbrechen seiner sächsischen Truppen an der belgischen Zivilbevölkerung bei der Eroberung von Dinant wurde er Pazifist. Schon vor dem Krieg war er zum Vegetarier geworden. Er prangerte auch den Völkermord an den Armeniern an.

1921 kehrte Prinz Max nach Freiburg zurück und fristete hier ein bescheidenes, genügsames Leben mit einem Lehrauftrag für Orientalische Kulturen und Literaturen an der Philosophischen Fakultät. Gegen die Rückkehr auf seine Professur an der Theologischen Fakultät hatten sich die für diese Fakultät zuständigen Dominikaner gewehrt; unter Berufung auf den Papst hatten sie ihm, dem wegen seiner Haltung zu den Ostkirchen immer noch unliebsamen Kollegen, die Lehrerlaubnis verweigert. Die Ernennung zum päpstlichen Hausprälaten, eine de facto-Rehabilitation, lehnte Prinz Max ab. Bei den Kanisiusschwestern im Marienheim fand er seine geistliche Heimat. In seiner ersten Freiburger Zeit war er ein grosser geistlicher und noch mehr finanzieller Wohltäter des Kanisiuswerks. Mit seiner Unterstützung konnte 1906 das grosse Haus Reichengasse 58 als Marienheim und Druckerei erworben und eingerichtet werden. In der zweiten Freiburger Phase von 1921 an hielten die Kanisiusschwestern ihrem Hausgeistlichen die Treue; sie gewährten ihm Obdach und Verpflegung, da der Prinz seine ganzen Einnahmen an die Armen verschenkte. Ab 1938 nahmen sie ihn samt seinem Hund Netty in das ihnen gehörende Haus «Josephshöhe» zwischen Bürglen und Römerswil auf, wo er seine letzten dreizehn Lebensjahre verbrachte. Im Kanisius-Verlag wurden auch die Schriften des Prinzen verlegt.

In den Strassen der Stadt und an der Universität war er, stets begleitet von seinem Hund, eine bekannte Erscheinung. Die Spannweite seiner Vorlesungsthemen war gross, auch wenn er manche Vorlesungen mangels

Zuhörerschaft gar nicht erst hielt. In der Stadt und im Umland war er ein gefragter Prediger, etwa für Fastenpredigten und Volksmissionen, und ein beliebter Seelenführer. Als er am 12. Januar 1951 nach kurzer Krankheit in der St. Anna-Klinik (heute Clinique Générale) starb, wurde er von Tausenden betrauert. Über 4000 Menschen nahmen an den beiden folgenden Tagen von dem im offenen Sarg im Marienheim Aufgebahrten Abschied. Der Trauergottesdienst vom 15. Januar 1951 in der Wallfahrtskirche von Bürglen wurde von Bischof François Charrière geleitet, der Prinz wurde auf dem Friedhof der Kanisiusschwester auf der Josephshöhe beigesetzt.

Das Lebenswerk von Prinz Max wäre – abgesehen von Anekdoten, die Generationen von Studenten über ihn weitererzählten – vielleicht vergessen worden, wenn nicht in den 1980er-Jahren der Religionswissenschaftler und Ostkirchen-Spezialist Dr. Iso Baumer mit der wissenschaftlichen Aufarbeitung begonnen hätte. Neben verschiedenen anderen Abhandlungen veröffentlichte Baumer zwischen 1990 und 1996 ein dreibändiges Werk über Prinz Max von Sachsen: «Priester und Professor», «Prinz und Prophet» und «Primat des Andern». Als Folge davon wurde auch in Eichstätt und an anderen Wirkungsorten die Erinnerung an Prinz Max wieder stärker.

Die Ausstellung von 2019 im Schloss Pillnitz ist eine schöne späte Frucht der Forschungen von Iso Baumer. Der inhaltsreiche, elf Essays umfassende, sorgfältig gestaltete und mit über 300 Abbildungen reich illustrierte Begleitband gibt vielfältige Einblicke in das Leben und Werk dieser aussergewöhnlichen Persönlichkeit. Wie der Titel «Seiner Zeit voraus!» treffend formuliert, war Prinz Max in seinem Denken und in manchen seiner persönlichen Lebensentscheidungen seiner Zeit weit voraus. Seine Visionen von der Einheit der Kirchen sind erst vom II. Vatikanischen Konzil – annäherungsweise – aufgenommen worden und noch nicht zum Allgemeingut der Kirche geworden. Sein bedingungsloser Pazifismus ist auch heute noch eine ferne Utopie geblieben. Er hatte eine klare Vorstellung von nachhaltiger Entwicklung – lange vor der Erfindung des Nachhaltigkeitsbegriffs. Er postulierte die Notwendigkeit, im Umgang mit den Tieren eine radikale Wende zu vollziehen, ebenso beim Bewusstsein für den Schutz der Umwelt und für die Bewahrung der Schöpfung. Er hat sein Leben mit grösster Konsequenz darauf ausgerichtet, auf übermässigen Konsum zu verzichten und mit den Bedürftigen solidarisch zu sein.

Die Stimme des Visionärs Prinz Max von Sachsen ist also in der heutigen Zeit wieder von grosser Aktualität. Es ist zu wünschen, dass die

Ausstellung von Pillnitz oder Teile davon auch bei uns in Freiburg zu sehen sein werden. Unsere Universität könnte, zum Beispiel aus Anlass der 150. Wiederkehr der Geburt von Prinz Max im Jahr 2020, mit einer Ausstellung und einem Begleitprogramm den bedeutenden Gelehrten und Visionär, mit dem sie seinerzeit nicht gerade glimpflich umgegangen war, würdigen.

ERNST TREMP

Après Marignan. La paix perpétuelle entre la France et la Suisse. Actes des colloques Paris, 27 septembre / Fribourg, 30 novembre 2016, édités par Alexandre DAFFLON, Lionel DORTHE et Claire GANTET, s. l. 2018 (Mémoires et documents publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande, 4^e série, tome XIV), 685 S.

Um das historiografische Umfeld dieses stattlichen Bandes besser zu verstehen, fängt man mit Vorteil mit dem letzten der insgesamt vierundzwanzig Beiträge an. Thomas MAISSEN betrachtet darin die Schlacht bei Marignano (1515) und den sich aus ihren Folgen ergebenden Ewigen Frieden, der 1516 zwischen dem französischen König Franz I. und den Eidgenossen geschlossen wurde, als französisch-schweizerische «Erinnerungsorte» («lieux de mémoire») im Sinne von Pierre Nora. Maissens historiografischer Parcours, der noch im 16. Jahrhundert einsetzt und bis in die Gegenwart reicht, ist ebenso aufschlussreich wie entlarvend. Entlarvend deshalb, weil der Ewige Friede nicht losgelöst von der vorausgegangenen Schlacht betrachtet werden kann, diese aber, gerade im 20. Jahrhundert und bis in die Gegenwart, tages- und parteipolitisch instrumentalisiert wird, gewissermassen als «Stunde Null» der schweizerischen Neutralität, die wiederum in direkter Linie mit der Frage nach dem Verhältnis der Schweiz zur Europäischen Gemeinschaft kurzgeschlossen wird. Besonders heftig wurde 2015 anlässlich der fünfhundertsten Wiederkehr des Jahrestags von Marignano über die Bedeutung der Schlacht gestritten, und zwar in allen Medien. Andreas Würigler schrieb dazu in seiner erhellenden Rezension des vorliegenden Bandes, dass «einzelne Beobachter [...] gar einen Schweizer Historikerstreit ausmachen» wollten; dabei lief, so Würigler, «die Debatte

vielmehr zwischen universitären Historikern einerseits und Politikern des nationalkonservativen Spektrums andererseits» (H-Soz-Kult 1.4.2019). Wenn also der Band zum Ewigen Frieden, der die Beiträge einer Tagung in Paris (27. September 2016) mit denen einer zweiten in Freiburg im Üchtland (30. November 2016) versammelt, die Konsequenzen der vielzitierten Schlacht beleuchtet, so nimmt er eine heilsame Horizonterweiterung vor, die vermutlich nicht überall gleich goutiert werden dürfte, zeigen doch die Beiträge insgesamt, wie eng die Verbindungen der Eidgenossenschaft mit dem französischen Königreich im Nachgang zu Marignano wurden.

Den eidgenössisch-französischen Beziehungen in einer «longue durée» war denn auch die Pariser Tagung schwerpunktmässig gewidmet, während sich die Tagung in Freiburg auf die Aushandlung und das Umfeld des daselbst geschlossenen Friedens konzentrierte. Die Grundlage für die Beschäftigung mit der Thematik bieten die kritischen Editionen des Friedensvertrags vom 29. November 1516 durch Lionel DORTHE und Kathrin UTZ TREMP. Editionen in der Mehrzahl, weil der Vertrag entsprechend den beiden Vertragspartnern in zwei sprachlichen Fassungen vorliegt, einer lateinischen, die in den Archives nationales in Paris aufbewahrt wird, und einer deutschen. Als Vorlage für die vorliegende Edition diente die deutsche Ausfertigung aus dem Staatsarchiv Freiburg, weitere Exemplare haben sich in anderen Kantonsarchiven erhalten. Kathrin UTZ TREMP hat auch die mühevollen, der losen Struktur der Eidgenossenschaft geschuldete Aushandlung des Freiburger Friedens nachgezeichnet. Ein erster Anlauf in Genf, der kurz nach der eidgenössischen Niederlage vor Marignano (13.–14. September 1515) unternommen wurde, scheiterte, weil das auf den 7. November 1515 datierte Vertragswerk von fünf der dreizehn Orte abgelehnt wurde. Stein des Anstosses war die vorgesehene Rückgabe der erst kurz zuvor eroberten Herrschaften Lugano (1512) und Locarno (1513) an den französischen König in seiner Eigenschaft als Herzog von Mailand. In den auf den 29. November 1516 datierten Friedensbestimmungen von Freiburg war dieser Streitpunkt insofern entschärft worden, als die französische Seite den eidgenössischen Orten anbot, die ennetbirgischen Eroberungen für 300 000 Kronen auszulösen oder sie in eidgenössischem Besitz zu lassen, was denn auch eintrat. Abgesehen davon, dass Franz I. in dieser Frage einlenkte, liess er sich den Frieden mit den Eidgenossen und deren Zugewandten insgesamt 700 000 Kronen an Kriegsentschädigungen kosten. Handelspolitisch profitierten die Eidgenossen von der Erneuerung bestehender Privilegien – unter anderem in der wichtigen Messestadt

Lyon – und der generellen Einräumung des gegenseitigen freien Handels. Jährliche Pensionen an die eidgenössischen Orte und die Zugewandten bereiteten das Soldbündnis von 1521 vor. Beides, der – zeitlich unbefristete, daher «ewige» – Friedensvertrag wie das Soldbündnis, standen für eine Ausrichtung der eidgenössischen Politik auf Frankreich.

Die genannten «Rohdaten» werden in der Folge kontextualisiert: Rita BINZ-WOHLHAUSER wirft ein Schlaglicht auf die Stellung des erst 1481 mit minderen Rechten in die Eidgenossenschaft aufgenommenen Stadtorts Freiburg. Für unsere Thematik von besonderem Belang ist die enge Anbindung Freiburgs an Bern, die mit dazu führte, dass Freiburg – so wie auch Bern, Solothurn und das zugewandte Biel – im Vorfeld der Schlacht von Marignano mit Franz I. den Vertrag von Gallarate einging und seine Truppen zurückbeordnete. Eine andere, gleichsam «höhere» Perspektive auf die Ereignisse nimmt André HOLENSTEIN ein, indem er die politischen Interessenlinien der beteiligten Akteure nachzeichnet. Grosses Gewicht kommt dabei König Franz I. zu: «Bemerkenswerterweise schlachtete Franz I.», so Holenstein, «als neuer Herzog von Mailand seinen Sieg [bei Marignano] über die im Feld verbliebenen eidgenössischen Orte nicht aus. Er behielt vielmehr sein höheres Ziel im Auge. Zum einen wollte er mit alle Orten Frieden schliessen und so das Sicherheitsrisiko ausschalten, das sie für sein neu gewonnenes Herzogtum darstellten. Zum anderen wollte er sie als Bündnispartner gewinnen, die ihm bei der Verteidigung Mailands gegen den Kaiser, den Papst und den König von Spanien unterstützen sollten.» Der Kaiser und der Papst hingegen suchten «einen Ausgleich zwischen Frankreich und den Orten zu vereiteln» (S. 185 f.). Langfristig führte der Frieden zu einer andauernden Anbindung der Eidgenossenschaft an Frankreich, die mindestens ebenso konstitutiv für die eidgenössische Politik war wie die «ausserpolitische Passivität» beziehungsweise das «ausserpolitische Stillsitzen» (Holenstein spricht wohl mit Bedacht nicht von Neutralität), zu der sich «die Orte verpflichteten» (S. 204).

Für die eidgenössischen Orte stellte der in Freiburg ausgehandelte Frieden einen glimpflichen Ausgang des italienischen Abenteuers dar. Was die Bewohner der ennetbirgischen Vogteien betrifft, deren Unterordnung unter die Orte im Friedensvertrag indirekt besiegelt wurde, so unterstreicht Leonardo BROILLET deren antifranzösische Grundhaltung, die sie an der Seite der Eidgenossen zu den Waffen greifen liess. Letztere hatten überdies die politische Klugheit, die örtlichen Statuten und Institutionen zu belassen. Im Übrigen profitieren die neuen eidgenössischen Untertanen

von ihrer Situation: «Le gouvernement confédéré dans les baillages amène sans aucun doute une stabilité politique et économique dans l'ensemble de la région, petite portion de territoire lombard épargnée par les conflits meurtriers qui marquent durablement le duché de Milan dans les décennies suivantes» (S. 226). Anders präsentierte sich die Lage für die mailändischen Untertanen, wie Séverin DUC aufzeigt: Er geht einer aus eidgenössischer Sicht vernachlässigten Frage nach, nämlich derjenigen nach den Quellen der umfangreichen Zahlungen, zu denen sich Franz I. im Frieden von Freiburg gegenüber den Orten verpflichtet hatte: «Les revenus de l'État de Milan sont largement dévolus au financement de la grande politique italienne du roi de France. Parce qu'ils sont en première ligne, les Milanais doivent payer le prix de leur sécurité» (S. 230).

Das Interesse Franz' I. an einem Ausgleich mit den Eidgenossen ergibt sich nicht zuletzt aus deren geografischer Lage zwischen Frankreich und dem Reich, an dessen Spitze seit 1438 die Habsburger standen. Diese waren zu Beginn des 16. Jahrhunderts unter doppeltem Druck, wie Willy SCHULZE herausarbeitet: Vom Westen her drückte Frankreich (Stichwort: Freigrafschaft); im Osten suchten die Habsburger ihre «seit Jahrzehnten gepflegten Ambitionen auf Böhmen und Ungarn gegen erhebliche Widerstände der Nachbarländer durchzusetzen [...]. Zudem bereitete das immer gefährlicher werdende türkische Vordringen in Ungarn gegen die Reichsgrenze erhebliche Sorgen» (S. 250). Vor diesem Hintergrund erscheint es folgerichtig, dass auch den Habsburgern an stabilen Verhältnissen mit den Eidgenossen gelegen war, das heisst am gegenseitigen Verzicht auf direkte Angriffe und an der Anerkennung des jeweiligen territorialen Besitzstands (Zweite Erbeinung von 1511, Erbeinung mit den Drei Bünden 1518). Im Gegensatz zum 1521 zwischen Frankreich und der Eidgenossenschaft abgeschlossenen Soldbündnis «erwies sich» die Erbeinung jedoch «im Wettbewerb um Schweizer Söldner als stumpfe Waffe» (S. 262).

Die Niederlage vor Marignano schadete der guten militärischen Reputation der Eidgenossen, wie Jean-Marie LE GALL in seinem Beitrag zur öffentlichen Rezeption der eidgenössischen Kriegersleute während der Italienkriege in Frankreich darlegt. Ihnen wurde auch nachgesagt, dass sie – im französischen Dienst stehend – zwar ihren Hauptleuten folgten, nicht aber unbedingt den Vertretern des Königs. Der häufigste Kritikpunkt betraf jedoch die ihnen zugesicherten Zahlungen, wobei das Königtum in dieser Hinsicht ein Doppelspiel trieb und die Empfänger der

vereinbarten Summen als Blitzableiter («paratonnerre») benutzte: «C'est dans le domaine fiscal que l'invocation des Suisses est la plus récurrente. Qu'il s'agisse en 1518 d'accroître la gabelle ou de réclamer des États provinciaux des dons gratuits, qu'il s'agisse en 1519 de solliciter une aide à Toulouse, de lever l'impôt en Poitou, ou d'aliéner les domaines, les lettres royales évoquent la guerre jadis menée contre les Suisses et de plus en plus le coût de la paix avec eux» (S. 291). Dieser verbale Winkelzug lässt sich besser verstehen, wenn man sich von Amable SABLON DU CORAIL vor Augen führen lässt, dass die Bezahlung der eidgenössischen Söldner zu einer absoluten Priorität für die königliche Regierung wurde, «une obsession de tous les instants pour le roi, pour ses conseillers, pour ses financiers et pour ses capitaines». Kriegsaufwendungen waren der bei weitem grösste Ausgabenposten im königlichen Haushalt, wovon die Soldzahlungen rund zwei Drittel oder sogar drei Viertel ausmachten (S. 313).

Der Solddienst war auch im Ursprungsland der Söldner nicht unumstritten. Philippe ROGGER verweist in diesem Zusammenhang auf die Pensionenunruhen, massive Untertanenproteste, die sich in erster Linie gegen Privatpensionen richteten, das heisst gegen Gelder, die an der Obrigkeit der einzelnen Orte vorbei direkt und geheim «in die Taschen einflussreicher Politiker und Söldnerführer» flossen, wodurch sich «in den Kantonen eine den jeweiligen Kriegsherren loyale Klientel» entwickelte, deren Mitglieder «bei den Untertanen im Verdacht der Bestechlichkeit» standen (S. 324 f.).

Was die wirtschaftliche Seite der eidgenössisch-französischen Übereinkunft betrifft, so diente der Freiburger Friede den eidgenössischen Kaufleuten in Frankreich bis ins 18. Jahrhundert als Referenz. Besonders bedeutsam wurde er, so Marco SCHNYDER, dank seiner fortwährenden Geltungsdauer jeweils in den Zeiten, in denen das auf das Jahr 1521 zurückgehende zeitlich beschränkte Soldbündnis neu ausgehandelt und erneuert werden musste.

Im französischen Königreich, aber auch in Italien erregten die Eidgenossen publizistisches Aufsehen. Volker REINHARDT vergleicht in seinem Beitrag das Bild, das sich Machiavelli von den Eidgenossen machte, mit demjenigen Francesco Vettoritis: Während der erste der beiden Florentiner die Eidgenossenschaft durch das Prisma des antiken Rom betrachtete und das republikanische Staatsgebilde, so erstaunlich dies auch erscheinen mag, als «l'unique véritable héritière de Rome» (S. 362) erkannte, war der Blick des zweiten ungleich luzider, pragmatischer und auch skeptischer:

«À l'opposé de la Rome antique, la Confédération n'est pas, pour Vettori, une République fermée, mais un assemblage lâche, susceptible de se défaire à tout moment» (S. 366).

Der durch ein – vorläufiges – Schlusswort der Mitherausgeberin Claire GANTET beschlossene «Freiburger» Teil des Bandes enthält noch einen Beitrag von Francis PYTHON zum Anteil der französischen Professoren an der Universität Freiburg (Schweiz) in den Jahren 1889 bis 1968, der sich thematisch ziemlich weit vom Umfeld des Freiburger Friedens entfernt und allenfalls besser in den zweiten, den «Pariser» Teil des Bandes gepasst hätte, der Fragen nach dem andauernden Einfluss des besagten Friedens nachgeht. Den Anfang dieses zweiten Teils macht Amable SABLON DU CORAIL, der in seinem zweiten Beitrag die Veränderungen der Kriegsführung im Zeitalter der aufkommenden Feuerwaffen thematisiert, in dem der anstürmende eidgenössische Gewalthaufen obsolet geworden war: «La première qualité demandée au soldat est désormais d'essuyer le feu adverse sans se précipiter tête baissée sur l'ennemi» (S. 417).

Guillaume POISSON, Verfasser eines aufschlussreichen Bändchens zur eidgenössisch-französischen Bündniserneuerung im Jahr 1663 (vgl. dazu unsere Rezension in FG 94 [2017], S. 246 ff.), skizziert die Entwicklung der gegenseitigen Vertragswerke, die – auf der Grundlage des Friedens von Freiburg – bis zur letzten Bündniserneuerung im Jahr 1777 das Verhältnis der beiden Partner regelten. Die Bedeutung, welche die französischen Könige ihrem eidgenössischen Bündnispartner beimassen, ersieht sich am Umstand, dass das Königreich zwischen 1521 und 1792 eine ständige Gesandtschaft bei den Eidgenossen unterhielt. Alexandre DAFFLON präsentiert eine prosopografische Studie zu den fünfundvierzig in Solothurn residierenden «ambassadeurs ordinaires du roi», die sich nicht immer darauf beschränkten, ihr Herkunftsland zu vertreten, wie ein von Dafflon zitiertes diplomatisches «mémoire» aus dem Jahr 1562 illustriert: «A Soleure, ils sont doux et aisez à gouverner et la demeure de l'ambassadeur luy donne moyen, par la cognoissance qu'il y a de tous les particuliers, d'y faire ce qu'il veut» (S. 450 f.). Von besonderem Wert ist der Anhang zum Beitrag, der die Biogramme aller königlichen «ambassadeurs ordinaires» bei den Eidgenossen enthält. Dafflons Ausführungen erfahren eine Ergänzung durch den Beitrag von Lucien BÉLY zur Tätigkeit der französischen Gesandten unter Ludwig XIV. Besonderes diplomatisches Fingerspitzengefühl war beispielsweise vor dem Hintergrund von Ludwigs Vorgehen gegen die Hugenotten – die Widerrufung des Edikts von Nantes

1685 – gefragt, das die Beziehungen zu den reformierten Orten auf eine harte Probe stellte.

Zu einem Belastungstest des eidgenössisch-französischen Verhältnisses war es bereits im November 1649 gekommen: Der Ausbruch der Fronde im Jahr zuvor, zu dem die königliche Steuerpolitik – bedingt durch die kriegsbedingte Überdehnung des Haushalts – erheblich beigetragen hatte, führte dazu, dass der für den minderjährigen Ludwig XIV. regierende Kardinal Mazarin eidgenössische Truppenteile aus Kostengründen umgehend und ohne Sold entliess. Der dadurch entstandene Unmut nährte die Befürchtung, dass sich die eidgenössischen Söldner von den Aufständischen rekrutieren lassen würden, ein Szenario, das – wie Yves-Marie BERCÉ erklärt – auch durch das geschickte Taktieren des französischen Gesandten in der Eidgenossenschaft, Jean de La Barde, verhindert wurde. Ein Komplement erhalten Bercés Ausführungen durch Bertrand FONCK, der auf die Militärorganisation der in französischem Dienst stehenden eidgenössischen Truppen eingeht.

In der Zeit der Religionskriege, die gerade durch das 1598 in Nantes unterzeichnete Edikt beendet worden waren, erregte das eidgenössische Beispiel der losen politischen Strukturen und des Nebeneinanders zweier Konfessionen verständliches Interesse auf französischer Seite. Die Reaktionen waren, wie Olivier CHRISTEN ausführt, geteilt und reichten von einer «accumulation polémique des lieux communs» (S. 484) zu freundlicher Neugier: «Quelques-uns, peu nombreux mais soucieux de comprendre comment la Confédération a pu mettre un terme précoce aux guerres de religion en son sein, établir une paix durable à partir de 1531 et éviter son propre éclatement [...], vont [...] chercher dans les formes politiques originales de la Confédération les raisons de sa capacité à se protéger et se perpétuer» (S. 491).

Die beiden letzten anzuzeigenden Beiträge stammen von Silvia ARLETTAZ und André HOLENSTEIN (ebenfalls der zweite im Band): Während sich Erstere mit ihren Ausführungen zur Personenüberwachung in der Helvetischen Republik bereits jenseits des Geltungszeitraums des Freiburger Friedens bewegt, stellt Holenstein die Frage nach den Gründen für das französische Interesse an der Eidgenossenschaft, das in eine Zeit zurückreicht, in der Letztere als «État-tampon» und Verbündete sowohl von Frankreich als auch von den Habsburgern begehrt wurde (S. 575). Profitierten die eidgenössischen Orte in der Folge von den französischen Zahlungen, Handelsprivilegien und einer gesicherten Salzversorgung, so

nutzte das Königreich die Eidgenossenschaft in Kriegszeiten (abgesehen von ihrer Rolle als Truppenlieferantin) als Handelsdrehscheibe zur Beschaffung von Kriegsgütern und – allgemeiner – zur Umgehung von Handelsembargos, sowohl in Bezug auf Exporte als auch auf Importe. Assoziationen an die jüngere Geschichte dürften in dieser Hinsicht unweigerlich aufkommen

Der facettenreiche Band bietet zahlreiche Ansatzpunkte zum Weiterdenken und bietet sich als Korrektiv gegen allzu vereinfachende Geschichtsvorstellungen an. Erschlossen wird er durch ein Orts- und ein Namenregister.

GEORG MODESTIN

Kathrin UTZ TREMP, *Histoire de Fribourg. Tome 1: La ville de Fribourg au Moyen Âge (XII^e–XV^e siècle)*, übersetzt aus dem Deutschen von Laurent Auberson, Neuenburg 2018 (Collection Focus, Bd. 19), 173 S.

François WALTER, *Histoire de Fribourg. Tome 2: Une ville-État pour l'éternité (XVI^e–XVIII^e siècle)*, Neuenburg 2018 (Collection Focus, Bd. 20), 178 S.

Francis PYTHON, *Histoire de Fribourg. Tome 3: Ancrages traditionnels et nouveaux (XIX^e–XX^e siècle)*, Neuenburg 2018 (Collection Focus, Bd. 21), 136 S.

Siebenunddreissig Jahre nach dem Erscheinen der unter der Ägide von Roland Ruffieux entstandenen grossen Freiburger Kantongeschichte, bei der sich nicht weniger als sechsvierzig Autorinnen und Autoren insgesamt 1151 Seiten in zwei stattlichen Bänden teilten, die sowohl in einer französischen wie auch in einer deutschen Sprachversion herausgekommen sind, liegt mit der rein französischen *Histoire de Fribourg* ein neuer Versuch vor, die Vergangenheit des Kantons überblicksartig zu erfassen. Der Kontrast zwischen den beiden Unternehmungen könnte nicht grösser sein: 1981 wurde zum Anlass der Fünfhundertjahrfeier des Eintritts von Freiburg in die Eidgenossenschaft ein ebenso ambitioniertes wie repräsentatives Projekt

vorgelegt, zu dem der damalige Erziehungs- und Kultusdirektor das Geleitwort verfasste. 2018 sind drei schmale Bändchen in Taschenbuchformat in einem Kartonschuber erschienen, welche die Zeit vom 12. Jahrhundert bis in die Gegenwart beleuchten – während die vorausgegangene Publikation mit der Ur- und Frühgeschichte eingesetzt hatte.

Eine – überproportionale – Beschränkung erfuhr die Anzahl der beteiligten Verfasserinnen und Verfasser: Die neue, kleine Kantonsgeschichte stammt von einer Autorin und zwei Autoren, die alle drei bereits an der Entstehung des grossen Vorgängers mitgewirkt hatten: Kathrin Utz Tremp und François Walter im Sekretariat der deutschen beziehungsweise französischen Fassung, François Walter und Francis Python als Mitautoren. Standen alle drei 1981 am Anfang ihrer Laufbahn als Historikerin und Historiker, konnten sie dreieinhalb Jahrzehnte später auf einen reichen Erfahrungsschatz zurückgreifen, was – in Bezug auf spezifisch freiburgische Belange – insbesondere bei Kathrin Utz Tremp und Francis Python deutlich wird, die beim Verfassen ihrer jeweiligen Bändchen auf ihre eigenen Forschungen und – vor allem im Fall Pythons – auf diejenige von Schülerinnen und Schülern zurückgreifen konnten. Die personelle Kontinuität zwischen den beiden Kantonsgeschichten steht sinnbildlich für eine inhaltliche, finden sich doch – der Natur der Sache entsprechend – gerade in der politischen Geschichte zahlreiche wiederkehrende Themen. In der neuen *Histoire de Fribourg* hat jedoch – im Einklang mit dem Handbuchcharakter der Reihe, in der die drei Bände erschienen sind – eine thematische Reduzierung und Verdichtung stattgefunden, die aber eigene, neue Akzente durchaus zulässt. Freilich kann ein systematischer Vergleich der beiden Werke – nicht zuletzt aufgrund der Fülle an Informationen, die sich aus neun Jahrhunderten Kantonsgeschichte ergibt – in unserem Rahmen nicht geleistet werden und muss künftigen Historiografen vorbehalten bleiben. Wir begnügen uns mit dem Versuch, die inhaltlichen Grundzüge jedes Bändchens in knapper Form herauszuarbeiten.

Kathrin Utz Tremp, mit welcher der Rezensent auf mancherlei Art und Weise verbunden ist, zeichnet in ihrem Abriss zum Freiburger Mittelalter eine politische Geschichte nach, die von Herrschaftswechsels (von den zähringischen Stadtgründern über die Kyburger, Habsburger und Savoyer) geprägt war und die – nach der Erringung der Reichsunmittelbarkeit (ab 1477/78) – im Beitritt (mit minderen Rechten) zur Eidgenossenschaft im Jahr 1481 mündete. Weitere konstitutive Züge der politischen Geschichte

Freiburgs im Mittelalter sind ein dichtes Flechtwerk von politischen Bündnissen mit den Nachbarn, von denen diejenigen mit dem mächtig(er)en Bern, Objekt einer freiburgischen «Hassliebe», am folgenschwersten waren, und ein zögerlicher Territoriaufbau. Dieser beschränkte sich lange auf die von der Stadt aus verwaltete sogenannte Alte Landschaft. Die Ausdehnung der freiburgischen Herrschaft über diese erste Etappe hinaus stiess wiederholt auf bernische Territorialinteressen, was uns zur Bedeutung des freiburgisch-bernischen Verhältnisses zurückführt. Was die verfassungsmässige Entwicklung Freiburgs betrifft – der Begriff (auch «*évolution constitutionnelle*») hat sich eingebürgert, auch wenn er etwas Anachronistisches an sich hat –, so zeigen die sich im Mittelalter abzeichnenden Tendenzen zu einer exklusiven städtischen Führungsschicht in eine Zukunft, in der sich diese Bewegung massiv verstärken sollte. Am Ende dieser Entwicklung im späten 18. Jahrhundert, kurz vor dem Zusammenbrechen der Alten Eidgenossenschaft, steht ein Zustand, den man als politische Sklerose bezeichnen könnte.

Die freiburgische Wirtschaft war im Mittelalter von der Gerberei und der Tuchproduktion geprägt, die zu einem lebhaften Handelswesen führten. Die Verfasserin verbindet im entsprechenden Kapitel Wirtschafts- mit Familiengeschichte, wobei sie in ihren Ausführungen auf eigene prosopografische Studien zurückgreifen kann. Auf anschauliche Weise wird so die enge Verzahnung von wirtschaftlichem und politischem Handeln deutlich.

Ein starkes Gewicht kommt in Kathrin Utz Tremps Darstellung auch der geistlichen Geschichte zu, die unter verschiedenen Gesichtspunkten beleuchtet wird und die ganz besonders von der jahrzehntelangen Erfahrung der Verfasserin profitiert: Ein Kapitel ist der Pfarrkirche St. Nikolaus und dessen Klerus gewidmet, aus dem sich das 1512 gegründete städtische Stift entwickelte, ein weiteres den Freiburger Klöstern und ein drittes dem städtischen Wohlfahrtswesen, das ebenfalls auf geistlichen Institutionen beziehungsweise Stiftungen aufbaute. Den Abschluss des Bandes bildet das Kapitel zu den beiden Stadtfreiburger Waldenserprozessen (1399, 1430) und zu den ersten – die Landschaft betreffenden – Hexenverfolgungen, die sich aus dem Umfeld des zweiten dieser Prozesse ergaben und auf triste Weise künftige Dynamiken vorwegnahmen.

François Walter stellt den zweiten Band der Freiburger Geschichte, der die Frühe Neuzeit behandelt, unter die Devise «*Une ville-État pour l'éternité*». Dies ist insofern passend, als der zweite, längere Teil seines Diptychons

das «immobile» Ancien Régime thematisiert. Im ersten, kürzeren Teil ist jedoch durchaus Bewegung auszumachen: Es geht um das «siècle des réformes» (der Begriff «réforme» ist aus deutscher Perspektive doppeldeutig, da er sowohl «Reform» als auch «Reformation» bezeichnet), das zum einen durch das Festhalten Freiburgs am katholischen Glauben geprägt war, zum anderen durch die katholische Reform. Was die Ablehnung der Reformation in Freiburg betrifft, bemerkt Walter: «la Réforme s'est jouée sur le terrain politique plus que théologique» (S. 40). Auf diesem politischen Terrain sei das Festhalten am jungen Bündnis mit Frankreich ausschlaggebend gewesen, war es doch gleichbedeutend mit Solddienst und Pensionen. Laut Walter hätten die von der französischen Krone bezogenen Einnahmen im 16. Jahrhundert 40 bis 50 Prozent der freiburgischen Staatseinnahmen ausgemacht, was im eidgenössischen Vergleich einen Rekord dargestellt habe. Mit der Abwehr der Reformation ging eine verstärkte Einflussnahme der weltlichen Organe auf kirchliche Angelegenheiten einher, wobei sich diese Organe einerseits die Abwehr «häretischer» Einflüsse, andererseits die Verbesserung der kirchlichen Disziplin auf die Fahne schrieben. Entsprechend zurückhaltend verfolgte man in Freiburg das Konzil von Trient (1545–1563), «non que les textes portant sur le dogme lui [gemeint ist Freiburg] déplaisent, au contraire, mais parce qu'il estime avoir déjà intégré l'essentiel» (S. 64). Ein weiterer Grund für die freiburgische Zurückhaltung war die Befürchtung, dass am Konzil die Forderung nach der Rückgabe der Herrschaften des Fürstbischofs von Lausanne aufkommen könnte, die Freiburg 1536 gleichsam als bernischer «Juniorpartner» besetzt hatte, als sich die Berner die savoyische Waadt aneigneten. Dieser «Sündenfall» sollte das Verhältnis Freiburgs zu den von den Bernern vertriebenen Lausanner Bischöfen, zu deren Diözese auch die freiburgische Herrschaft samt dem Hauptort gehörte, nachhaltig belasten. In den Rahmen der katholischen Reform fallen auch Schulreformen in Sinn einer «bonne instruction catholique» (S. 67), bei deren Ausgestaltung sich Kapitelspropst Peter Schneuwly hervortat, und – im Sinn einer doktrinär gefestigten Elitenförderung – die Einrichtung eines Jesuitenkollegs, das untrennbar mit dem Namen Peter Canisius verbunden ist.

Im zweiten Teil des Bändchens kommt das Ancien Régime zur Sprache, dessen vermeintlicher Immobilismus sich in einem eher strukturalen Ansatz widerspiegelt: Freiburg wird als katholische Zitadelle mit einem undurchsichtigen Regierungssystem charakterisiert, in dem die seit dem 17. Jahrhundert so genannte «Heimliche Kammer» dominierte: «la

Chambre [secrète] dirigée par les bannerets devient quasi inamovible, exerçant un véritable pouvoir suprême au-dessus des Conseils». Was die Ämterbesetzung betrifft, so spricht Walter von einem sich einschleichenden Kooptationssystem, «puisque toutes les fonctions sont attribuées à des membres du Grand Conseil et que la Chambre secrète contrôle les conditions de nomination» (S. 88). Die Teilhabe an der Regierungsverantwortung und an den Ämtern wurde zusehends eingeschränkt, als Folge bildete sich im Inneren des Patriziats eine eigentliche Untergruppe von «regimentsfähigen» Geschlechtern heraus, deren Zahl zusehends abnahm.

Macht will verkörpert und dargestellt werden: Dieser speziellen Eigenschaft widmet sich das Kapitel «Le langage des apparences». In Freiburg durfte diese Darstellung nicht zu ostentativ sein. Der Verfasser beschreibt die sich aus diesem Grundsatz ergebende semantische Gratwanderung am Beispiel der herrschaftlichen Architektur mit den Worten: «C'est au siècle des Lumières que le goût français ajoute un soupçon d'élégance même si la parcimonie demeure de mise» (S. 102).

Aussenpolitisch wurde Freiburg in Walters Formulierung zu einem «französischen Protektorat» (S. 109); im eidgenössischen Verbund lavierte die Freiburger Politik zwischen katholischer Solidarität und Rücksichtnahme auf Bern: «Franchement hostile aux cantons évangéliques mais prête à transiger avec Berne sa voisine, la politique louvoyante de Fribourg manque de cohérence» (S. 125). Entsprechend stand Freiburg in den beiden Villmergerkriegen (1656, 1712) abseits und beteiligte sich an den Friedensvermittlungen.

Am Ende des Ancien Régime war Freiburg ein ländlich geprägter, von einer «Erboligarchie» («oligarchie héréditaire», S. 91) paternalistisch regierter Staat, der politisch verkrustet erscheint. Auf wirtschaftlichem Gebiet wurde diese Verkrustung durchaus durchbrochen: Von merkantilistischen Theorien angeregt, suchte die Obrigkeit die Wirtschaft über den florierenden Käseexport (Stichwort: Greyerzer) hinaus zu diversifizieren. Die einschlägigen Mittel waren Privilegien und Subsidien, mittels derer die Ansiedlung protoindustrieller Unternehmungen gefördert werden sollte, wobei diese Initiativen wechselhafte Erfolge zeitigten.

Der von Francis Python verfasste dritte Band der Kantonsgeschichte setzt mit der Besetzung der Eidgenossenschaft durch die Truppen des französischen Direktoriums im Jahr 1798 ein. In der Folge beschleunigte sich die Geschichte, was sich im raschen Rhythmus der vorwiegend

ereignisgeschichtlich-politisch ausgerichteten Präsentation niedergeschlagen hat. Nach dem Scheitern der ephemeren Helvetischen Republik oktroyierte Napoleon der Schweiz am 19. März 1803 die Mediationsakte auf, wobei mit Louis d’Affry ein Freiburger der erste Landammann der wieder zum Leben erweckten Eidgenossenschaft wurde. In Freiburg bedeutete die kantonale Mediationsverfassung «eine Rückkehr zum oligarchischen System» («un retour au système oligarchique», S. 15), da durch den hoch angelegten Wahlzensus der Anteil der Wählenden auf nunmehr 10 Prozent der Bürger sank. Obwohl das Intermezzo der Mediation zu einer politischen Beruhigung führte, blies während der nachfolgenden Restauration (1814–1830) ein noch härterer Wind: Gerade mal ein Viertel der Grossratssitze blieb für die durch einen hohen Zensus «vorselektierten» Nichtpatrizier, die darüber hinaus von ihren zukünftigen Ratskollegen kooptiert wurden, «car l’élection honnie est abolie» (S. 17f.). Der Kleine Rat war ganz in den Händen der «Privilegierten».

Zu einem Bruch kam es erst in der Folge der Juli-Revolution von 1830 in Paris: «la poussée libérale qui veut «régénérer» la législation de certains cantons suisses touche aussi Fribourg dès le mois de septembre» (S. 23). Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang die führende Rolle des Murtener Stadtrats. Auch in der Folge sollten die deutschsprachigen und reformierten Murtener, die – vormals gemeinherrschaftlich mit Bern verwaltet – erst 1803 unfreiwillig zu Freiburg geschlagen worden waren, oft liberalere Sensibilitäten hegen als die Kantonshauptstadt. Unter dem Druck der vor dem Rathaus versammelten Menge stimmte der Grosse Rat am 2. Dezember 1830 einer Revision der Kantonsverfassung zu. Die neue Verfassung trug deutlich liberale Züge, doch misstrauten die aus dem liberalen Patriziat hervorgegangenen Verfassungsväter dem «Volk»: «Si la souveraineté du peuple est proclamée, elle se trouve fortement limitée par un système de représentation à deux degrés qui assure les droits de la propriété et des capacités issues de l’instruction» (S. 25). Auch wurde die neue Verfassung – anders als in den übrigen «regenerierten» Kantonen – nicht dem Volk vorgelegt, sondern vom Grossen Rat verabschiedet, ein Vorgehen, das sich 1848 sowohl bei der neuen Kantonsverfassung als auch bei der Bundesverfassung wiederholen und erhebliche Legitimationszweifel nach sich ziehen sollte.

Alle drei Jahre sollte ein Drittel der Grossratssitze zur Wahl gestellt werden, was 1837 zu einer konservativen Mehrheit führte. Dem Beschluss zum Beitritt Freiburgs zum Sonderbund ging ein langer und lautstarker

Streit im Grossen Rat voraus, bei dem die reformierten Murtener und die Minderheit der Freisinnigen schliesslich überstimmt wurden. Die «*démarche si aventureuse*» (S. 33) mündete im November 1847 in der eidgenössischen Belagerung und der Kapitulation Freiburgs. Während das bisherige System Auflösungserscheinungen zeigte, führte eine improvisierte «Wahl» – in einem «*transfert de légitimité qui entachera durablement le nouveau pouvoir*» (S. 38) – zu einem neuen Grossen Rat mit freisinniger und liberaler Mehrheit. Die Kantonsverfassung des Jahres 1848, die – wie bereits erwähnt – nur vom Grossen Rat angenommen wurde, trug deutlich «*moderne*» Züge (beispielsweise Gleichheit der Bürger, Gewaltentrennung, gleiche Rechte für beide Konfessionen auf dem Kantonsgebiet), enthielt aber eine Reihe von antiklerikalen Bestimmungen, die ihre Akzeptanz unterminierten und zu langwierigen Auseinandersetzungen mit Bischof Étienne Marilley führten.

Vor dem Hintergrund grosser politischer Spannungen entfalteten die freisinnigen Legislatoren eine rege gesetzgeberische Tätigkeit und sties- sen Reformen in zahlreichen Lebensbereichen an. Teile der konservativen Opposition griffen zwischen Oktober 1850 und April 1853 zu ausserparlamentarischen Mitteln wie Massenversammlungen (Versammlung von Posieux) und sogar Aufstandsversuchen. Die Grossratswahlen vom 7. Dezember 1856 führten schliesslich zu einer krachenden Niederlage der Freisinnigen und einer überwältigenden liberal-konservativen Mehrheit, die aber die Verfassung des Jahres 1848 in ihren Grundzügen beibehielt und – ohne die bekämpften antiklerikalen Bestimmungen – den Bürgern (erfolgreich) zur Abstimmung vorlegte. Die folgenden Jahrzehnte waren denn auch von einer erstarkenden Einflussnahme (insbesondere im Schulwesen) der von ihren Fesseln befreiten katholischen Kirche und vom Bestreben nach einer wirtschaftlichen Entwicklung des Kantons bestimmt, deren Motor der Eisenbahnbau sein sollte. Politisch verschob sich die Mehrheit bis und mit den Grossratswahlen von 1876 nach rechts, mit Gewinnen für die Konservativen und Verlusten für die Liberalen (mit einer kleinen freisinnigen Minderheit).

Der folgende Zeitabschnitt (1881–1921) steht unter dem Schlagwort der «*République chrétienne*», das sich auf die «*inflexion confessionnelle donnée progressivement au régime issu des élections de 1881*» bezieht. Python spricht in diesem Zusammenhang vom Ideal einer katholischen Gegengesellschaft, hinter dem eine «*idéologie de défense religieuse*» stehe. Letztere ist als Reaktion auf den Schock zu verstehen, der von der «*modernité*

libérale et réformée» ausgegangen sei (S. 62). Als Charakteristiken dieser «christlichen Republik» die untrennbar mit dem Namen des Gross-, Staats-, National- und Ständerats Georges Python (1856–1927) verbunden ist, nennt der Autor die angestrebte Verbindung von Kirche und Staat, die Eroberung und Pflege einer ländlichen Wählerschaft «à travers [...] un clientélisme soigneusement orchestré», einen gezielten wirtschaftlichen Interventionismus und ebenso gezielte Massnahmen im Bildungswesen. Die wirtschafts- und bildungspolitischen Investitionen standen im Dienst eines Gesellschaftsprojekts, «[qui] vise à maintenir un ordre social et moral traditionnel» (S. 63) und das unter Ausschluss einer Opposition vorangetrieben wurde, die immerhin ein Drittel bis zwei Fünftel der Wählerschaft repräsentierte. Die Wirtschaftspolitik privilegierte die Landwirtschaft sowie die aus ihr hervorgehende Nahrungsmittelindustrie («industrie agroalimentaire») und das Handwerk; die Bildungspolitik investierte einerseits in die Breitenbildung (im Fall der Mädchen unter Einbezug von Schwestern), wobei sie den Schulabsentismus im ländlichen Gebiet bekämpfte und nebenbei den Patois aus der Schule verbannte, andererseits in die Berufsbildung. Darüber erhob sich gleichsam als Leuchtturm die neu gegründete Universität als Bildungsanstalt für die Schweizer Katholiken.

Die Nachkriegszeit brachte eine sehr zaghafte politische Öffnung gegenüber dem Freisinn mit, der als Bündnispartner gegen die sozialistische beziehungsweise – davon nicht unterschiedene – kommunistische «Gefahr» gesehen wurde. Eine hohe Eintrittsschwelle («quorum électoral») von 15 Prozent sorgte dafür, dass die Sozialisten bis 1946 vom Grossen Rat ferngehalten wurden. Auf wirtschaftlichem Gebiet wurden die Freiburger Bauern von der Nachkriegskrise erfasst (1919–1922), die in der Folge in eine Strukturkrise überging: Zu viele Beschäftigte mühten sich auf zu kleinen Höfen ab, während der kleine und von der Krise auch nicht verschonte industrielle Sektor keine Ausweichmöglichkeiten bot. Die bestehenden Probleme wurden von der Weltwirtschaftskrise verstärkt, welche die Zahl der Arbeitslosen anschwellen liess; die Freiburger Regierung antwortete mit einer Deflationspolitik, was die Not vergrösserte.

Nach der Zäsur des Zweiten Weltkrieges kam es zu einer weiteren Diversifizierung des politischen Spektrums und – im Jahr 1966 – zum erstmaligen Verlust der absoluten Mehrheit der (nach damaligem Namen) Konservativ-christlichsozialen Volkspartei im Grossen Rat. In der Wirtschaft erfolgten Verschiebungen vom ersten zu einem sich regional entwickelnden zweiten Sektor. Dazu führte die Ansiedlung grosser Schweizer

Banken und Versicherungen zu einer Ausweitung des Tertiärsektors, wodurch sich die wirtschaftliche Struktur Freiburgs im Grossen und Ganzen an diejenige anderer Kantone anglich.

Die Darstellung der letzten paar Jahrzehnte freiburgischer Geschichte ist überaus dicht. Politische, wirtschaftliche und soziale Themen überkreuzen sich darin, angesprochen werden beispielsweise die Einführung des Frauenstimmrechts (bei welcher Freiburg den Westschweizer Pionierkantonen Waadt, Neuenburg und Genf hinterherhinkte), die Rezeption des 2. Vatikanums, die Schul- und Gesundheitspolitik (die insofern einen gemeinsamen Nenner haben, als es in beiden Fällen um Strukturfragen geht), die zunehmende Ausdifferenzierung der Parteienlandschaft und die Sprachenfrage. Das zuversichtliche Schlusswort des Verfassers lautet: «à partir d'ancrages traditionnels, le canton témoigne de sa capacité à se renouveler» (S. 133).

Im Einklang mit der Reihe, in der die drei Bändchen erschienen sind, kommen diese ohne einen Anmerkungsapparat aus. Einer weiterführenden Beschäftigung mit den angesprochenen Themen dienen ausgewählte bibliografische Hinweise am Schluss jedes Kapitels. Eine punktuelle Bebilderung lockert die gedrängte Darstellung etwas auf, die der Masse der Fakten, der Sachkenntnis der Verfasserin und der Verfasser und vor allem der Knappheit des zur Verfügung stehenden Platzes geschuldet ist. Der angesprochenen Dichte zum Trotz bieten die drei Büchlein erhellende Einblicke in ihre jeweilige Materie sowie eine gute Gesamtübersicht. Dem editorialen Profil entsprechend fehlt ein Orts- und Namenregister, das über alle drei Bände hinweg nützliche Dienste geleistet hätte.

GEORG MODESTIN